

Ulrike Wagner-Rau

# Fragmentarisch, aber nicht fragmentiert

Einige Anmerkungen zum Pfarrberuf im Anschluss  
an Melanie Kirschstein und Gerard Minnaard

*Wie die eines jeden Menschen sei auch die Identität des Pfarrers und der Pfarrerin als fragmentarisch anzusehen, so schreibt die Hamburger Pfarrerin Melanie Kirschstein in ihrem Artikel über die pastorale Ausbildung (Heft 3/13, 52-55). Die Resonanz von Gerard Minnaard darauf fällt gereizt aus: Solle man sich nun auch theologisch mit der Fragmentierung der Lebens- und Arbeitszeit von Menschen im modernen Kapitalismus einverstanden erklären oder gäbe es auch noch so etwas wie einen theologisch motivierten Protest gegen eine solche Instrumentalisierung? Gebe es überhaupt noch so etwas wie einen Bezug auf „das Ganze“ – mindestens im Modus der Verheißung? Ich bin gebeten, zu diesem Disput etwas zu sagen. Das will ich versuchen. Zunächst einmal: Minnaard leistet in mancher Hinsicht einem Missverständnis Vorschub. Denn fragmentarisch und fragmentiert meint nicht dasselbe.*

Die Rede von der „Identität als Fragment“ geht zurück auf den Marburger Praktischen Theologen Henning Luther.<sup>1</sup> Wie kann man, so fragt er, unter den Bedingungen der Postmoderne, das Subjekt verstehen? Die vollmundige Rede von der Ganzheit und der Autonomie des Subjektes wird den menschlichen Erfahrungen in der funktional ausdifferenzierten Gesellschaft nicht gerecht. Jeder und jede erfährt am eigenen Leib, dass das Subjekt sich mit offenen Grenzen und in sich vielfältig durch die verschiedenen Lebenswelten des Alltags bewegt und der Lebensfaden aus bunten Teilstücken zusammengeknüpft wird. Aber auch und vor allem aus theologischer Perspektive, so Luther, sei die Rede von der Ganzheit problematisch. Denn die menschliche Identität ist niemals vollkommen, sondern sie bleibt Fragment. Der Mensch kann sich nicht selbst vollenden. Darum ist der Blick zurück in die Lebensgeschichte immer schmerzlich: Nicht alles glückt und vieles geht verloren. Nach vorn ist die Gestalt des Lebens offen: „Es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden“ (1. Johannes 3,2). Wir ahnen, wie der Mensch gemeint ist. Wir erfahren mit Scham, Schuld und Trauer, dass wir diesem Bild nicht entsprechen können. Wir hoffen, dass das, was ist, nicht alles ist. Identität als Fragment zu verstehen, hat also in diesem Konzept einen theologi-

schen Grund: Der Mensch ist begrenzt und unvollkommen, obwohl er weiß, dass er anders gemeint ist. Mit diesem Zwiespalt nimmt die Religion ihren Anfang – spürbar als Schmerz und Sehnsucht. Fragment zu sein ist die unentrinnbare Grundsituation des Lebens vor Gott.

Fragmentiert hingegen ist ein Leben, dem Gewalt angetan wurde. Auch das geschieht tausendfach an jedem Tag. Die Dynamik des modernen Kapitalismus zwingt den Menschen nicht selten einen Stundenplan auf, der sie für die Zwecke der profitorientierten Wirtschaft instrumentalisiert, fordert ihnen eine Flexibilität, eine Verfügbarkeit ab, die lebensfeindlich und destruktiv ist. Ihr Alltag ist immer weniger in der eigenen Verfügung, die Gestaltungsräume schwinden. Gemeinsame Zeit mit Familie und Freunden wird zur Mangelware. Bereitschaft zu Orts- und Jobwechseln wird in vielen Branchen vorausgesetzt und stellt eine harte Belastungsprobe für den psychischen und sozialen Zusammenhalt dar.

Sich selbst als Fragment wahrzunehmen, ist also etwas anderes, als der Fragmentierung anderer zuzustimmen. Pfarrer oder Pfarrerrinnen, die im Bewusstsein leben, Fragment zu sein, haben gerade darin ein Gespür für die Verletzungen des Lebens und für die noch ausstehenden Überschüsse der Verheißung. Insofern ist es ihnen

Mit der Tendenz zu großen Worten schleicht sich eine Tendenz zur geistlichen Überhöhung des Pfarrbildes ein, die weder der theologischen Bestimmung noch den realen Aufgaben und der Lage des Berufs entspricht.

durchaus zuzutrauen, dass sie nicht nur schöne Gottesdienste gestalten, nicht Schmiermittel liefern wollen, um unhaltbare Zustände am Laufen zu halten, sondern dass sie durchaus in der Lage sind, im Sinne evangelischer Freiheit und Befreiung Menschen „wach zu rütteln und zu Aufbrüchen zu inspirieren“ (Minnaard).

Trotz dieser Differenzierung kann ich die Vorbehalte von Minnaard gegen die großen Worte und die Betonung des Priesterlichen im Artikel von Melanie Kirschstein in gewisser Weise nachvollziehen. Wozu dient das geistliche Pathos? Äußern sich hier heilsame Perspektiven für die pastorale Ausbildung? Ich ziehe Überlegungen vor, die nüchterner, präziser und meines Erachtens dem protestantischen Verständnis des Pfarrberufs angemessener sind.

## Wohin geht der Pfarrberuf?

Deutlich beobachten kann man: Der selbstverständliche Einfluss des Pfarrers und der Pfarrerin ist im Schwinden. Wichtig ist die Person, die das Amt glaubwürdig verkörpern muss. Es geht darum, auf Augenhöhe zu sein mit den Menschen und ihren religiösen Fragen, ihre Sprache und ihre Sehnsucht zu verstehen, die sich nur noch in bestimmten Gruppen der Gemeinde erkennbar christlich artikuliert.

Muss ich dafür besonders spirituell agieren oder gar priesterlich? Im Zusammenhang der Gottesdienstgestaltung, aber auch in anderen pastoralen Arbeitsfeldern ist die Aufmerksamkeit für ästhetische Fragen gewachsen. Das ist gut so. Der Gottesdienst spricht viele Sprachen, die über alle Sinne kommuniziert werden, und den Glauben darzustellen, ist eine Kunst. So hat es schon Friedrich Schleiermacher gesehen, jedoch ohne jeden priesterlichen Unterton: Ihm stand das Bild des theologisch und ästhetisch gebildeten Pfarrers vor Augen. Wer im Gottesdienst handelt, braucht Bewusstsein für den Körper, die Stimme, den Auftritt, die kommunikative Situation, den inneren Sinn und Geist dessen, was da gesagt und getan wird. Das sehe ich ebenso wie Melanie Kirschstein. Aber muss man das priesterlich nennen? Und stimmt es, dass „das geistliche Leben einer Gemeinde in hohem Maße abhängig [ist] von der Persönlichkeit des Pastors/der Pastorin und ihrer Amtsführung“ (Kirschstein), oder hat der Pfarrer gerade in geistlicher Hinsicht nicht immer auch sehr viel zu lernen und zu empfan-

gen von der Gemeinde? Nicht einer kommuniziert oder repräsentiert das Evangelium, sondern das Evangelium stellt sich ein in, mit und unter dem Prozess der wechselseitigen gottesdienstlichen Kommunikation.

Das protestantische Verständnis des Pfarrberufs ist funktional.<sup>2</sup> Damit die öffentliche Verkündigung des Evangeliums in einer klaren Verantwortlichkeit und durch einen theologisch gebildeten und für die Sache engagierten Menschen geschieht, gibt es das Pfarramt. Das ist eine Bestimmung von wohlthuender Nüchternheit. Geistlich haben die Pfarrer und Pfarrerrinnen den anderen Gemeindegliedern nichts voraus. Allerdings brauchen sie mancherlei Fähigkeiten für ihren Beruf. Neben der akademisch gebildeten Nachdenklichkeit sind Sensibilität und Engagement für die Menschen nötig, Gespür und Gestaltungsfähigkeit im Feld des religiösen Lebens, Vertrautheit mit der christlichen Tradition und ihren Texten, Bildern, Liedern, Riten, Leidenschaft im Fragen nach und Reden über Gott – aber mehr nicht. Wie alle, die zur Gemeinde zählen, leben sie im Bewusstsein ihrer Angewiesenheit auf Gott, wie alle anderen sind sie von Zweifeln umgetrieben und wie diesen widerfahren ihnen Momente von Gewissheit und Hoffnung, die ihren Glauben tragfähiger machen.

In der Ausbildung für den Pfarrberuf geht es darum, das, was zu lernen ist, möglichst gut zu lernen – auch Handwerkliches und Mundwerkliches. Aber das Heilige stellt sich ein zwischen den Menschen, wo und wie es will. Ein besonderer geistlicher Charakter des Pfarrers oder der Pfarrerin kann hier nichts herbeizwingen.

In einem Beruf, der mit vielen Erwartungen belastet ist und der im Zusammenhang des religiösen Umbruchs der Gegenwart mit harten Herausforderungen konfrontiert ist, scheint es mir hilfreich, die Pfarrbilder nicht zu sehr „aufzupusten“, sondern sie gut im Alltag zu verankern. Das Bild des „professionellen Nachbarn“<sup>3</sup> von Ernst Lange z.B. ist hier von wohlthuender Zurückhaltung: Im Blick ist ein Pfarrer (die Pfarrerin war zu Langes Zeit noch nicht selbstverständlich im Blick), der um die Anfechtungen des Lebens weiß und dem es gelingt, so zu reden und zu handeln, dass in diesen Anfechtungen zuweilen die lösende Tat, das lösende Wort zwischen dem Menschen wirklich wird.

## Drei Aspekte einer Professionalität

Der Praktische Theologe David Plüss aus Bern bestimmt das professionelle Profil des Pfarrberufs durch drei Aspekte<sup>4</sup>:

Zum ersten brauche der Pfarrer wie die Pfarrerin theologische Bildung, um dem kulturellen Gedächtnisverlust in religiöser und historischer Hinsicht entgegenzuwirken. Denn der Pfarrberuf erfordert Reflexionsfähigkeit, um sich mit den herausfordernden Fragen an Theologie und Kirche in der Moderne auseinanderzusetzen. Und er braucht eine ebenso differenzierte wie verständliche Sprache, um theologisches Denken in der Gemeinde und über ihre Grenzen hinaus zu kommunizieren. Religiös zu sein ist nicht mehr selbstverständlich, sondern es ist eine Option, deren Plausibilität auch intellektuell nachvollziehbar sein soll.<sup>5</sup> Die Zeiten, in denen Gemeinden vor den Erkenntnissen einer wissenschaftlichen Theologie vermeintlich geschützt werden mussten, sind vorbei. Im Gegenteil gibt es zahlreiche religiös interessierte Menschen, die theologisch aufgeklärt und in Anspruch genommen werden möchten.

Der zweite Aspekt pastoraler Professionalität ist die Persönlichkeit. Pfarrer und Pfarrerrinnen müssen glaubwürdige Repräsentanten ihrer Botschaft sein. Das heißt, dass zu ihrer Bildung auch eine religiöse Persönlichkeitsbildung gehört, in die sich ihre persönliche und geistliche Prägung durch den christlichen Glauben einschreibt. Diese zeigt sich in einem entsprechenden Beziehungsverhalten und äußert sich in religiöser Musikalität. Die Persönlichkeit und ihre Spiritualität versteht Plüss wie Hennig Luther als eine offene, verletzbare und suchende Identität. Hier ist weniger ein priesterliches Bild im Blick als das einer geistlich offenen, für Schmerz und Sehnsucht in der Beziehung zwischen Menschen und zwischen Gott und Mensch empfindsamen Persönlichkeit des Pfarrers und der Pfarrerin, die sich auch selbst zu reflektieren und zu relativieren vermag.

Zum Dritten schließlich – so Plüss – brauchen der Pfarrer und die Pfarrerin religiöse Symbolisierungs- und Gestaltungskompetenz. Auch für das protestantische Pfarramt sind nicht nur theologischer Gehalt und das Wort wichtig, sondern ebenso die inspirierte Redeweise, der nicht zuletzt in der körperlichen Performanz überzeugende Auftritt, der Sinn für die Besonderheit

symbolischer Kommunikation und die inneren Gesetzmäßigkeiten ritueller Vollzüge.

Diese drei Punkte scheinen mir gut und klar wiederzugeben, was ein Pfarrer/eine Pfarrerin auf je seine oder ihre Weise können bzw. woran er oder sie immer wieder arbeiten sollte. Wahrscheinlich könnte Melanie Kirschstein manches davon teilen. Dennoch will es mir scheinen, dass mit der Tendenz zu großen Worten sich eine Tendenz zur geistlichen Überhöhung des Pfarrbildes einschleicht, die weder der theologischen Bestimmung noch den realen Aufgaben und der Lage des Berufs entspricht. Vielmehr scheint es mir wichtig, dass sich Pfarrer und Pfarrerrinnen ihr Gespür für Schmerz und Sehnsucht erhalten – der eigenen und der fremden. Entscheidend ist es, dass sie mit den theologischen Fragen der Gegenwart umgehen und darüber reden. Hilfreich ist es, wenn sie als verwundbare und fehlbare Menschen erkennbar sind, die dennoch Worte und Gesten finden für eine Hoffnung und einen Glauben, die höher sind als alle Vernunft.



Ulrike Wagner-Rau  
Professorin für Praktische  
Theologie an der Philipps-  
Universität Marburg

- 1 Vgl. Henning Luther, Identität als Fragment, in: Ders., Religion und Alltag. Bausteine zu einer Praktischen Theologie des Subjekts, Stuttgart: Radius-Verlag 1992, 160–182.
- 2 Vgl. Wilfried Härle, Allgemeines Priestertum und Kirchenleitung nach evangelischem Verständnis, in: Marburger Jahrbuch Theologie VIII, Marburg 1996, 61–81.
- 3 Ernst Lange, Die Schwierigkeit, Pfarrer zu sein, in: Predigen als Beruf. Aufsätze zu Homiletik, Liturgie und Pfarramt, hg. von Rüdiger Schloz, München 1982, 142–166, hier: 166.
- 4 Vgl. David Plüss, Der Pfarrberuf zwischen Zeitgeist und Zeitgenossenschaft, in: ThZ 3.4/68 (2012), 355–376.
- 5 Vgl. Hans Joas, Glaube als Option. Zukunftsmöglichkeiten des Christentums, Freiburg i.Br. 2012, bes. 201–219.